

(Nachdruck verboten.)

## 1) Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

1.

Draußen vom Meeresstrand aus schob sich eine breite Wiese zwischen dürre, kahle Hügel ins Land hinein. Flach wie ein Wasserspiegel lag sie zwischen den Abhängen, hell-schimmernd mit ihrem saftigen Gras. Wenn der Wind im Sommer durch das Tal strich, führte er bis weit auf das Meer hinaus einen Duft von Heu und frisch gemähten Wiesen.

Ein Stück landeinwärts auf dieser Wiesenstrecke lag ein Dorf mit großen, reichen Gehöften und fröhlichen, wohlhabenden Bauern. Das war Sandinge. Wie ein rotkämmiger Hahn zwischen seinen Hennen ragte die Kirche inmitten der Schar strohgedeckter Häuser auf und sandte jeden Morgen ihr Akerfeld durch die Schalllöcher des Turmes über die Gegend hinaus.

Zu beiden Seiten an den Hügeln aufwärts erstreckten sich die Acker in breiten Feldern, die zur Zeit der Reise der Gegend ein buntes Gepräge verliehen. Wenn der Hafer noch grün war, strahlte der Roggen schon in seinem gelben Gewand, und die Gerste hatte einen rötlichen Schimmer, während das Brachfeld schwarz gepflügt dalag. Hier und dort, an steilen Stellen, war der Abhang mit struppigem, kriechendem Gesträuch bedeckt, in dem eine Heerschar von Singvögeln ihre Nester hatten. Wenn die Wind im Sommer durch das Tal hinabstrich, führte er außer dem Heuduft auch einen Chor von verliebten Vogelklingen aufs Meer hinaus, wo ihn freilich das Wogengebrause bald verschlang.

Oben auf den Hügeln selbst fing die Heide an. Finster und leer und schweigend erstreckte sie sich bis an den Himmelsrand mit vielen kleinen, schwarzen Erderhöhlungen. Eine stechende Sonne ging gerade in weiter Ferne in einem Dampf von Rot unter. Sie und da tummelte sich eine Schar magerer Schafe zwischen den Hügeln umher und warf riesenlange Schatten über das Heidekraut.

Jrgendwo weit draußen im Westen, von wo unaufhörlich schwere Wolken von Sand und Staub aufstiegen, die im Sonnenuntergang wie durch eine Feuersbrunst gefärbt erschienen, war man damit beschäftigt, eine neue Eisenbahn durch die Hügel hindurchzuarbeiten, hinab in das Wiesental. Man war gerade dabei, eine tiefe Durchgrabung vorzunehmen. Hunderte von krummrückigen Männern schoben pfeifende, knirschende Schubarren auf einer doppelten Reihe von Laufbrettern entlang, die vorläufig die Bahnlinie bezeichneten. Während die eine Hälfte der Männer die schweren Lasten vor sich herschoben, nach einem Moorloch hin, kam die andere Hälfte zurück, die leeren Karren hinter sich herziehend. In der Mitte des Weges begegneten sich die beiden Arbeiterscharen mit programmäßiger Regelmäßigkeit wie die Eimer in einem Brunnen.

Seit fünf Uhr des Morgens hatten diese lebenden Treppmaschinen dort gestampft, die brennende Sonne im Nacken, — nur getröstet durch die Branntweinflasche und den Bierkrug und die zollthicken Schwarzbrotstücken, die sie halb schlafend in den Ruhepausen verzehrt hatten. Die vierzehnte Stunde gingen sie jetzt dort, einander auf den Fersen folgend, auf derselben Linie hin und her. Die Holzschuhe klapperten auf den Brettern, die Räder kreischten; sonst aber hörte man keinen Laut. Niemand sprach. Niemand war imstande zu irgend einer unnötigen Kraftentfaltung. Alles war Schweigen und krummrückige Unterordnung.

Und hoch oben in der Luft hing die Lerche und sang ihr altes Spottlied: wir spinnen nicht, wir ernten nicht. —

Unten über der Wiese fing es schon an zu dunkeln. Rote Flammenzungen leckten über den westlichen Himmel hin, als die Sonne untergegangen war. An den Wiesengraben entlang fing es schon so leise an zu dampfen. Die Kühe da draußen hatten sich erhoben und sehten sich, gemolken zu werden. Alle standen sie in derselben erwartungsvollen Stellung, den Blick nach dem Dorf gerichtet, ein Brüllen im

Halbe bereit, für den Fall, daß sich da drinnen zwischen den großen, gelbgetünchten Gebäuden eine Gestalt zeigen sollte.

Aber es zeigte sich noch immer nichts. Das Dorf schien wie ausgestorben. Eine Kacke schlich sich an einer steinernen Umzäunung entlang und blieb plötzlich stehen, um sich zu erbrechen. Sonst war nichts auf der Dorfstraße zu sehen. Und auch in den Häusern war es leer. Hier und da sah ein Mütterchen auf dem Winterplatz am Ofen und bechelte; oder ein alter Mann machte sich draußen im Holzschuppen zu schaffen. Sonst war niemand zu Hause, außer wo kleine Kinder zu warten oder Kranke zu pflegen waren.

Da ertönte plötzlich ein festlicher Gesang von vielen und starken Stimmen. In der stillen Abendstunde schallte er weit über die Wiesen hinaus, wo das Vieh sofort ansang, vor Ungeduld aus vollem Halbe zu brüllen.

Der Gesang kam aus einem größeren, einsam gelegenen Hause am Rande des Dorfes, vor dem eine hohe Flaggenstange mit lustig flatternder Flagge stand. Es war die sogenannte „Volksfreischule“, deren Schulstube der Gemeinde als Versammlungsaal diente. Alle Fenster nach der Dorfstraße hinaus waren geöffnet, und aus ihnen heraus hingen üppig geformte Hinterteile von Männern und Burschen, die auf den Fensterbrettern Platz genommen hatten.

Hier drinnen waren die Bewohner des Dorfes in diesem Augenblick zu finden. Alte und junge Männer und Frauen saßen zusammengestaut auf den Bänken in dem niedrigen Zimmer und schwißten mit jener bewunderungswürdigen Energie, die das dänische Volk an den Tag legen kann, wo es sich darum handelt, sich empfänglich zu verhalten. Ungefähr drei Stunden hatten sie dort mit offenen Mündern und Ohren gesehen. Aber es war auch eine ungewöhnlich wichtige Sache, die sie diesmal versammelt hatte; und es war wirklich verzeihlich, wenn Pastor Momme, der als Wortführer fungierte, seinen einleitenden Vortrag nicht kürzer hatte abfassen können.

Aber jetzt fand auch ein kleiner Ausbruch von Deuten statt, die notwendigerweise fort mußten, um das Melken zu besorgen, oder die zu Hause andere unaufschiebbare Arbeiten zu verrichten hatten. Sie taten es ungern, und mehrere von ihnen blieben in der Tür stehen, um doch wenigstens noch den ersten Vers des angefangenen Gesanges mitzusingen. Und doch hatten sie durchaus keinen Grund zu der Befürchtung, daß die Versammlung vor ihrer Rückkehr aufgehoben sein könne. Es lag nicht die geringste Veranlassung vor, zu glauben, daß nicht noch verschiedene aus der Versammlung das Bedürfnis empfinden würden, sich mit großer Gründlichkeit auszusprechen. Man war hier gar nicht gewöhnt, irgend etwas, geschweige denn eine so ernste Sache zu erörtern, ohne eine allseitige Beleuchtung folgen zu lassen. Außerdem war gleich bei Eröffnung der Versammlung verkündet, daß hinterher, wenn die Verhandlungen für diesen Abend abgeschlossen waren, ein Spiel und Tanz für die Jugend folgen sollte.

Oben auf dem Katheder, der als Rednerbühne diente, stand der alte Pastor Momme noch immer und leitete den Gesang. Er war ein kleiner, untersehter Mann ohne Bart, aber mit einem kräftigen Haarwuchs, der ihm in Engellocken über die Schultern fiel. Die Hände mit dem Gesangbuch hielt er auf dem Rücken und wiegte sich auf den Absätzen, während er sang. Die Augen waren hinter der Stahlbrille geschlossen, die immer ziemlich weit vorne auf der Nase saß und über deren Rand er so schelmisch und argwöhnisch zu den Leuten hinüberzugucken pflegte, mit denen er sprach, wobei er sie auf den Arm oder den Bauch klopfte. Neben dem Katheder saß der Freischullehrer, Hans Povelsen, der in bezug auf das Äußere einen vollständigen Gegensatz zu dem Pfarrer bildete. Er war groß und starkknöchig, namentlich das letztere, und hatte einen Bart so lang und so breit, wie nur ein Prophet in dem alten Judeland.

Eine besondere Aufmerksamkeit erregte eine städtisch gekleidete Dame, die einen Ehrenplatz in einem Korbstuhl an der anderen Seite des Katheders einnahm. Es war die bekannte Frau Lene Gylling aus Kopenhagen, eine wohlhabende Witwe, die sich zu der Beschützerin der volkstümlichen Erleuchtungsbestrebungen aufgeschwungen hatte. Ueberall wo eine Versammlungsaal gebaut oder eine Freischule errichtet werden sollte, nahm man Zuflucht zu ihrer Hilfe; und auch

hierher, nach Sandinge, hatte man sie in dieser Absicht gerufen, denn man empfand das Bedürfnis, hier eine Hochschule zu errichten, als Gegengewicht gegen die Eisenbahn, die in Arbeit war, und gegen das fremde Leben, das durch die Bahn voraussichtlich aus der großen, unruhigen Welt in diese Gegend hineingetragen werden würde. —

Oben auf dem Hang des Hügels, eine Strecke außerhalb des Dorfes lag eine einsame, kleine armselige Hütte mit niedrigen Mauern und zusammengefunkenem Strohdach. Alt und gleichsam müde lag sie da in einem Mittelding von Misthäufen und Kartoffelgärten und starrte durch ein paar kleine, lichtscheue Fenster auf das Tal hinab.

Eine große, plump, schmutzige Frau stand draußen vor dem Giebel und zerkleinerte Reisig, während ein paar stille, blasser Kinder neben ihr an der Erde lagen und zwischen altem Stroh und Topfscherben wühlten.

Als der Gesang da hinten in der Schule begann, hatte die Frau einen Augenblick die Art ruhen lassen, um zu laufen. Gleichzeitig war oben in der offenen Bodend Luke in dem anderen Giebel ein Kopf zum Vorschein gekommen. Es war der Kopf eines ganz jungen Mädchens, fast eines Kindes, durch dessen dunkles, spiegelblankes Haar sich ein freideweißer Scheitel zog. Sie blieb da oben liegen, die Hand unter der Wange, und sah träumend zu den Wolken auf, während sie dem Gesänge lauschte. Hell und frisch tönte es weit hinaus in die stille Abendluft:

„Wir Vögel sind frei  
Und fröhlich dabei!“

Die Frau hatte ihre Arbeit sogleich wieder aufgenommen. Mit einem Fluch ließ sie die Art auf den Block niederfahren und begleitete die Worte mit einem bösen Näckeln, das ihr schmutziges Gesicht erschloß und ein paar große, geschwollene, zahnlose Gaumen entblößte, die einer schrecklichen Wunde glichen. Dann blieb sie eine Zeitlang stehen, gleichsam mit sich selber zankend, worauf sie plötzlich brüllte:

„Na, wo bleibst Du denn eigentlich, — Dirn!“

Der Kopf verschwand aus der Giebelluke. Ein Paar Soden liefen drinnen über den Boden, und eine Stiege knarrte. Und aus der Tür heraus kam jetzt das Mädchen und eilte an den Reifighaufen, wo sie sich daran machte, in ihren Sack zu sammeln, stets darauf bedacht, der Mutter den Rücken zuzuwenden, damit diese nicht sehen könnte, daß sie geweint hatte.

Die Mutter merkte es aber doch; sie sagte aber nichts, bis das Mädchen den Sack vollgesammelt hatte. Dann sagte sie ruhig und ohne die eigene Arbeit zu unterbrechen:

„Gaus nur ordentlich auf, Boel, — um so besser liegt es!“

Und als das Mädchen getan hatte, wie ihr befohlen, und sich mit dem Sack auf dem Rücken schon auf dem Wege zur Tür befand, fügte sie hinzu, während sie selber mit der Art drauf losstieß, so daß die Holzsplitter weit weg flogen:

„Hier heißt es das Maul halten und in die Hand spucken, wenn wir Lumpen auf dem Leib haben wollen, verbleibst Du mich?“

Die Tochter antwortete nichts. Sie beeilte sich nur, hineinzukommen, obwohl sie nahe daran war, unter der schweren Last umzufallen. Sie war nicht groß von Wuchs und kaum ausgewachsen. Und dabei war sie hohlwangig und blaß infolge von Mangel an Nahrung.

Jetzt kam ein altes, zusammengefunkenes Mütterchen in die Türöffnung gekrochen, wo sie einen Augenblick stehen blieb, die runzelige Hand gegen den Türpfosten gestützt, und auf die Wiesen hinabsah. Der große dicke Kopf saß tief zwischen den Schultern. Die farblosen Augen starrten stumpfsinnig in tierischer Gedankenleere. Sie murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und schleppte sich dann wieder in die Stube zurück, während der jubelnde Refrain des Liedes in die stille Luft klang:

„Wir Vögel sind frei  
Und fröhlich dabei!“

Währenddessen brach der Abend herein. Die Frau, die jetzt mit dem Brennholz fertig war, rief die kleinen Kinder herbei und ging hinter der Alten in das Haus hinein. Sie und da am Himmel schlug ein Stern das Auge auf und sah gleichsam in leiser Verwunderung durch die Wiesen hinab, von denen jetzt die weißen Dämpfe aufquollen wie aus einem undichten Nochtopfdeckel.

Des Weges daher kam ein Mann. Er trug eine Schaufel auf dem Nacken und ging mit schweren, müden Holzschuhschritten — durch das leere Dorf hindurch und auf der anderen

Seite wieder heraus. Er kam von der Eisenbahnarbeit draußen auf der Heide. Ein Hund fuhr aus einem Gehöfte heraus und verfolgte ihn unter wütendem Gebläse die ganze Dorfstraße entlang; ohne aber darauf zu achten, trabte er weiter mit gebeugtem Nacken und schlaffen Knien, als schläfe er inwendig.

Als er das bauwürdige kleine Haus oben am Abhang erreichte, setzte er die Schaufel vor der Tür hin und ging hinein. Nach einer Weile wurde da drinnen Licht angezündet. Aber da war es auch schon fast finster geworden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

September.

Im nassen Dreieck war es hoch hergegangen, das Erntefest wurde mit Pomp gefeiert. Prieckle hatte ein Festprogramm zusammengestellt, das sicher reichhaltiger als die Ernte selbst war. Festreden, Konzert, zu welchem die angrenzenden Laubenkolonien ihre besten Solisten gestellt hatten, Festzug, in welchem die dicke Frau Prieckle als Blumengöttin Flora die Führung übernommen hatte, Kaffeetränken, Preischießen und ein Tänzchen auf freiem Felde wechselten miteinander, und ein kleines Feuerwerk bildete nachts 12 Uhr den Schluß des Erntefestes. Herr Prieckle befandete bei dieser Feier, an welcher die ganze Freundschaft und Verwandtschaft von Nah und Fern teilnahm — auch die vornehme Tante Näschen war aus französisch-Buchholz herbeigezogen —, wieder einmal seine Vielseitigkeit; er führte die Polonaise an, kommandierte die Francise, führte den Taktstod, obwohl er selbst nicht musikalisch ist und keine Note kennt, und ärgerte sich nur im Stillen darüber, daß die Musikanten beharrlich nach der entgegengekehrten Seite sahen. Aber noch nicht genug mit diesen Leistungen, hielt Prieckle auch eine sachmännische Ansprache, die vielen Beifall fand. Im langjährigen Verlehr mit Frau Rosine, seiner Gattin — (sie bereiten sich eben auf die Feier des dreißigjährigen Ehetricges vor) — hat er ihr etwas von ihrem rednerischen Talent abgelernt. Doch darf sie, wenn er spricht, nicht in seiner Nähe bleiben, denn sobald er ihrer ansichtig wird, fängt er an zu stottern und zu stoden; die Sprache geht ihm aus. — Prieckle feierte den Laubenkolonisten als den Kulturpionier der Großstadt. Im fernsten Osten, Süden und Norden, nur den Westen meidend, so führte er aus, noch weit hinter den letzten Häuserreihen, schafft der Kolonist mit schwieriger Hand, ringt er als Beherrscher der Sandwüste dem unfruchtbaren märkischen Boden, der sich in nichts von dem Sande der Sahara unterscheidet, die kostbarsten grünen Gemüse, wie Rotkraut, Weißkohl und gelbe Rüben ab. Aber nicht freiwillig gibt der Boden diese und andere Schätze, wie atomatische Erdbeeren, Erbsen und Bohnen, Gurken und Kürbisse her; die Laubenkolonie, so sagte der Redner, ist kein Schlaraffenland, nicht Lauben, ja nicht einmal Staare fliegen da gebraten herum, die Tomaten hängen nicht geschmort an den Stauden, Blatt um Blatt, Frucht um Frucht müssen wir in harter Pionierarbeit dem Boden abzwängen, um dann später, wenn wir die unfruchtbare Heide in eine blühende Aue verwandelt haben, uns daraus vertreiben zu lassen wie Adam und Eva aus dem Paradiese. Dann sehen wir aus dem von uns verbesserten Boden gewaltige Mietskasernen emporstieigen mit tiefen Höfen, auf welchen hier und da ein schwindfüchtiger grüner Hollunder oder Birkenbusch steht, von welchen der Hausherr das Recht ableitet, die sonne- und lichtarmen Hofwohnungen zu teureren Gartenwohnungen zu erheben. Die gutbesetzte, mit lauter Stimme vorgetragene Rede Prieckles fand allseits Anerkennung. Je mehr er sich dem Ende näherte, um so stärker klopfte mein Herz. Ich bin nämlich von Natur aus etwas schüchtern veranlagt, und Prieckle hatte mich, ohne lange zu fragen, als zweiten Redner auf die Tagesordnung gesetzt.

Er ist nämlich seit vier Wochen auch erster Vorsitzender im Kolonistenverein zum nassen Dreieck, und zwar wurde er dort fast einstimmig gewählt. Die einzige Stimme, die gegen ihn abgegeben wurde, war seine eigene, da er aus Bescheidenheit nicht für sich selbst stimmen wollte. Er ist sich seiner Würde voll bewusst, und da ihn Frau Prieckle zu Hause selten zum Sprechen kommen läßt, sucht er sich im Verein schadlos zu halten, wo er das große Wort führt und einfach dekretiert; irgend welchen Widerspruch, und mag er noch so berechtigt sein, läßt er nicht gelten. Da ein Erntefest verhältnißmäßig stimmt und mir alles Sträuben ansichtslos erschien, so suchte ich, wohl oder übel, in den sauren Apfel beißen. Der Versuch, ein Kapitel aus meinem praktischen Taschenbuch für Gartenfreunde vorzulesen, stieß auf allseitigen Widerspruch, da es die Kolonisten lange schon selbst besitzen, und so entsprach ich dann der Bitte, aus dem Stegreif heraus diejenigen Arbeiten zu besprechen, die jetzt in den Gärten zur Ausführung gelangen müssen. Ich führte zunächst aus, daß trotz der Feier des Erntefestes mit dem Ackernten der Beete nicht allzueilig verfahren werden dürfe, wenn auch in der Landwirtschaft das Einweissen im Juli beginne und mit dem Ausnehmen der späten Kartoffeln längstens in den ersten Oktobertagen sein Ende erreicht habe, und während der Landwirt nur im Herbst und Frühling sät, hört das Säen, Pflanzen und Ernten beim Garten-

wirt im ganzen Jahre nicht auf. Wo etwas heruntergeholt ist, wird gleich wieder gegraben, gefät und gepflanzt; erfordert in der Landwirtschaft jede Kulturpflanze zur Erlangung ihrer Reife ein ganzes Jahr, mindestens einen Sommer und Herbst, so geht im Garten bei den Kulturgewächsen des Gemüse- und Blumengartens Entwicklung und Reife oft schon im Verlaufe weniger Wochen vor sich; zumal zur gegenwärtigen Jahreszeit gibt es nur wenige Gewächse, die ein langes Stehen nicht vertragen können. Im Sommer schießt's bald in allen Eden und Enden, in den Spargelreihen, auf den Kohl- und Salatfeldern; das Gemüse wird dann wertlos, wenn es nicht zur rechten Zeit eingebracht und verarbeitet wird. Anders geht: die spät gefäten Kohlrabi werden nicht mehr holsig, spät gepflanzter Salat bildet überhaupt keinen Kopf mehr. Wirsing und Posttraut halten die Köpfe lange geschlossen, und so nimmt man immer nur das in die Haushaltung, was man momentan braucht. Viele Gemüse können überhaupt bis in den November hinein im Freien bleiben. Im vorigen Winter habe ich versuchsweise Zwiebeln, Karotten, Kartoffeln, Rettige und Kohl unbedeckt den Winter über drauhen gelassen, nichts ist davon erfroren. Dieser Winter und sein Vorgänger war aber ein ausnahmsweise milder Herr, und bei strenger Kälte wären alle diese Gemüse dem Frost zum Opfer gefallen. Das Einwintern hat aber Zeit, bis wirklicher Frost eintritt, und dann wird nur das eingewintert, was strenger Kälte nicht stand hält, das sind Wirsingfohl und Blumenfohl, Karotten, Kopfsalat und ähnliches. Wie diese Gemüse eingewintert werden müssen, darüber wollen wir im nächsten Winter sprechen, das hat jetzt noch Zeit. Drauhen im Freien bleiben unter allen Umständen Blätterfohl, Rosenfohl, Spinat und Feldsalat. Ausnehmen müssen wir jetzt die Herbst- und Winterartoffeln und zwar sobald das Kraut im Absterben ist; wohl können sie länger im Boden bleiben, aber in nassen Jahren, überhaupt bei andauerndem Regen zeigen sie große Neigung zur Fäulnis. Deshalb ist es geboten, sie bei Zeiten in Eiderheit zu bringen. Ebenso verhält es sich mit den Winterzwiebeln, auch diese müssen ausgenommen werden, sobald das Kraut abstirbt. Man wählt möglichst trockene Witterung dazu und läßt die ausgenommenen, von aller Erde entblößten Zwiebeln, wenn kein Regen zu erwarten ist, einige Tage frei auf den Beeten liegen, damit sie abtrocknen, dann bindet man sie zu Bündeln von 10—12 Stück an den Blätterresten zusammen und hängt sie zum Nachtrocknen in luftiger Kammer auf. Von den zwiebelartigen Gewächsen ist neben dem bekannten Schnittlauch auch der eine gute Suppentwürze bildende Breitlauch ganz winterhart und kann drauhen bleiben. Nur einen kleinen Wintervorrat muß man sich frostfrei einschlagen, denn wenn der Boden steinhart gefroren ist, kann man Wurzelgemüse nicht ausnehmen; in strengen Wintern wird es oft Mitte März, bis das wieder möglich ist.

Auf den Blumenrabatten sieht es jetzt auch recht traurig aus. Die Sommerblumen sind verblüht, es blühen nur Herbstastern und Edelkalianen. Die oberirdischen Teile der letzteren fallen aber auch bereits dem ersten Nachtfrost zum Opfer, und dann ist es Zeit, die empfindlichen Knollen auszunehmen und im Keller auf einer Sandunterlage zu überwintern. Im Zimmer lassen sie sich nicht überwintern, sie leiden hier durch die Lufttrockenheit, schrumpfen zusammen und sterben ab. Die Stauden sind mehrjährige Gewächse, sie werden nach dem Abblühen dicht über der Erde abgeschnitten, soweit sie nicht, wie Nelken, Weihnachtsrosen und andere immergrüne Laubwerk haben.

Die einjährigen Pflanzen sterben jetzt ab und wandern auf den Komposthaufen, sie tragen zu dessen Vermehrung bei, aber nicht viel zu seiner Verbesserung, denn Laub und Unkraut sind taub, so behauptet wenigstens der Bauer, der damit sagen will, daß es mit der Dungkraft dieser Abfälle nicht weit her sein kann. Wer deshalb praktisch zu wirtschaften glaubt, wenn er die Parzelle ausschließlich mit den eigenen Gartenabfällen düngt, der wird keine Erträge erzielen.

Der September ist die beste Zeit zum Pflanzen von Stauden; manches davon findet man bei den Nachbarn im Ueberfluß und mancher wieder wird etwas haben, was der Nachbar nicht besitzt. So kann man denn gelegentlich durch Tauschgeschäfte eine reichere Ausstattung der Parzellen bewerkstelligen. Außerdem ist es jetzt beste Zeit, nachdem die Blumenrabatten gedüngt und gegraben sind, dieselben gleich mit harten Gartensommerblumen, unter Umständen auch mit harten Gartenstauden zu besäen. Die Samen dieser Gewächse troben dem stärksten Winterfrost, sie keimen, jetzt gefät, im Frühling aus und entwickeln sich dann weit kräftiger als die erst im Frühling gefäten. Vieles ist es auch üblich, die ganz staubfeinen Samen, wie solche der Schlüsselblume und des Mohnes, nachdem die dafür bestimmten Beete im Herbst gegraben wurden, im Winter recht weitläufig auf den frisch gefallenen Schnee zu streuen; sie heben sich auffällig von der weichen Schneedecke ab, was das gleichmäßige Ausstreuen erleichtert, dringen später mit dem schmelzenden Schnee in das Erdreich ein und beginnen dann unter dem Einfluß der Märzsonne freudig zu sprießen.

Mag Gesdörffer.

## Kleines feuilletton.

— Eine Balzac-Anekdote wird im „Figaro“ erzählt: Der Ire narzt Blanche, der ein großes Sanatorium leitete, hatte eines Tages die berühmtesten Ire narzte Frankreichs zur Besichtigung

seines Instituts eingeladen. Nach der Besichtigung fand ein festliches Essen statt, zu welchem auch einige Patienten des Doktors Einladungen erhalten hatten, und zwar solche Patienten, auf deren Heilung er stolz sein konnte. Als einziger nicht zur „Fest“ gehöriger Gast wohnte Balzac, ein intimer Freund des Gastgebers, dem heiteren Mahle bei. Alles verlief in schönster Ordnung. Die Ex-Iren zeigten sich so vernünftig wie nur irgend ein noch nicht berückt gewordener Mensch; sie beteiligten sich lebhaft an der Unterhaltung und benahmen sich so reizend, daß die Anwesenden nicht aus dem Staunen herauskamen. Die Perle der Tafel aber war Balzac, der mit seinen geistreichen „mots“ (Witzworten) und mit seiner blendenden Unterhaltungsgabe die ganze Tischgesellschaft bezauberte; er war wie immer bei solchen Gelegenheiten, etwas aufgeregt, und da ihm der gute Wein die Zunge gelöst hatte, setzte er seiner ungebundenen Fröhlichkeit keine Schranken. Als man sich lange nach Mitternacht verabschiedete, machte einer der Gäste Herrn Blanche sein Kompliment wegen des so prächtig verlaufenen Abends. „Besonders aber, Herr Kollege,“ sagte er, „bewundere ich die geradezu phänomenalen Ergebnisse Ihrer Methode. Sie haben uns hier Leute vorgeführt, die durch Sie so gründlich geheilt worden sind, daß selbst ein geschulter Fachmann nicht auf den Gedanken gekommen wäre, es hier mit früheren Ire narzen zu tun zu haben. Nur einen sollten Sie nach meiner persönlicher Ansicht noch für längere Zeit einsperren und beobachten, weil er mir noch nicht ganz normal zu sein scheint: ich meine den aufgeregten dicken Kerl, der bei Tisch neben Ihnen saß...“ Der „aufgeregte dicke Kerl“ war aber kein anderer als Balzac.

## Theater.

Freie Volkshühne (im Berliner Theater): „Die Kreuzelschreiber“ von Ludwig Angenruber. Aufs glücklichste ist das neue Spieljahr des zielsicher seine bewährte künstlerische Führung behauptenden Vereins am letzten Sonntag durch die vorgenannte Bauernkomödie des größten Volksdramatikers eingeleitet worden. Durch wen anders wäre die Tendenz der Freien Volkshühne: Licht zu verbreiten, die Gemüter der Arbeiter für den innigen Genuß aller wahren, reinen Kunst empfänglich zu machen und so das Werk der Erziehung zu höchster Freiheit an ihnen zu vollenden, besser gerechtfertigt, als eben durch Angenruber! War gerade doch er ein Kämpfer und Aufklärer von ungewöhnlicher Art. Wie schreibt er doch einmal an Peter Rosegger: „Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft, über die Masse, heraus aus dem Volke, das doch all unsere Empfindungen und unser Denken großgefängt hat, wenn wir, sage ich, zurückbliden auf den Weg, den wir mühevoll steil auf geseitert — in die freiere Luft, zurück auf all die tausend Zurückgebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmut, denn wir, wir wissen zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewußt, derselbe Hang zu Licht und Freiheit, dieselbe Kletterlust, dieselben, wenn auch ungelenteten Kräfte.“ Dies Wort kann gewissermaßen als Motto über seinem Schaffen, wie über dem Aus- und Fortklang seiner Persönlichkeit stehen. Gewiß! Angenruber ist ein „Tendenzdichter“ — und doch ein Großer im Reiche der Poesie, obgleich er sie als Kampfmittel verwendet. So ist denn auch seine „Kreuzelschreiber“-Komödie ein Tendenzstück — freilich der reinsten Art, weil hier Stoff und Kunst sich zu unlöslicher Einheit verbinden. Es mag hierbei, was die äußerliche Zufälligkeit des Stofflichen angeht, an Aristophanes' Satire „Lysistrata“ erinnert sein. Ein satirisches Stück sind nun aber die „Kreuzelschreiber“ durchaus nicht, es wäre denn, daß Angenruber nur die unsichtbar bleibenden pffässigen Mächte verspottet hätte. Wohl schimmert so etwas wie heimliches Behagen an der Vereitelung der jesuitischen Bestrebungen durch; aber dominierend wirkt doch die Glorifizierung der ewig unverrückbaren Naturkräfte, die bei Angenruber über die Absichten einzelner menschlicher Individuen Sieger bleiben. Die beiden Geschlechter: Mann und Weib, sie können niemals über sich hinaus, das steht ewig fest, daran vermag keinerlei Einmischung, möge sie nun von der Pfaffheit oder von der Staatsgewalt, oder sonst woher kommen, das geringste zu ändern. Betrachten wir die „Kreuzelschreiber“ als Drama an sich, so werden wir es nicht so sehr als Lustspiel, eher aber als großzügige Komödie mit tragischem Einschlag bezeichnen können. Man denke nur an den alten Breuninger! Im vollen Gegensatz zu diesem unterliegenden Typus steht der Steinklopperhans: er verkörpert, nicht wie jener die Verneinung, sondern die sonnenfreudige Bejahung des irdischen Daseins. Man mag manches an dem Stück zu bemängeln haben, beispielsweise die Aufteilung der ganzen Handlung in einzelne szenische Vorgänge, die dann allerdings immer wieder einen hochdramatischen Anschluß an die bei der Aktion beteiligte Volksmasse finden. Aber die köstliche Gestalt des Philosophen vom Steinklopper wirkt über alles eine sonnige Verklärung.

Natürlich liegt an der lebensvollen Verkörperung dieser Figur alles. Unwillkürlich wird man dabei an die unübertrefflichen Ludwig Martinelli und Karl Langhammer denken müssen. Mit ihnen will ich Claudius Meriens aber auch gar nicht in Parallele stellen. Es ist sein Steinklopperhans, und er gibt ihn echt in jeder Nuance, wozu eben der wurzelständige Dialekt gehört. Nicht bloß in dieser letzteren Hinsicht allein, sondern auch besonders darstellerisch genommen, wird man sich für den gelben Hofbauern Anton Huber und sein Weib Josepha kaum geeigneterer Vertreter wünschen, als Magnus Stijf und Lilly von Seling es

find. Sehr gut verstand sich auch Hermann Picha auf den schlichten, alten Breuninger, der — und in dieser tragischen Episode zeigt sich wieder einmal Angengrubers poetisches Genie! — wahrhaftig an der Einmischung des Pfaffen „zwischen Mann und Weib“ zerfällt. Diese Figur erschien in liebevoller Durcharbeitung, wie auch die Szene der bössigen Kreuzelschreiber nebenher und namentlich später die Kauferei. Die war nicht „gemacht“, sie war zum Mittraufen echt. Die Regie des Herrn Adolf Steinert verdient für das alles auf richtiges Lob. Wenn jedoch die Breuninger-Rolle einige Striche erfrische, würde sich das Interesse am ganzen steigern. Etwas outriert nahmen sich — 2. Akt 2. Szene — die beiden redenden Bauern aus; auch störte ihre mangelhafte Beherrschung des Dialektes. Im übrigen agierte das Ensemble gut. Der einmütige, starke Beifall des Hauses galt neben den vortrefflichen Hauptdarstellern dem großen Dichter. Wie er einst gewünscht und gehofft: Wir behalten sein Andenken! e. k.

**Musik.**

Das neue Vorhng-Theater. Allmählich wird die Eröffnung neuer Institute für musikalische Dramatik in Berlin etwas einformig und beinahe langweilig. Ungefähr in jedem Jahre kommt eine neue Unternehmung für Oper oder für Operette oder für beides; dazu dann die Sommeropern; und endlich oder erstens hatten wir ja schon mehrere derartige Bühnen. Mit Ausnahme des königlichen Opernhouses müssen alle diese Theater sich selber unterhalten; auch das „Theater des Westens“ erhält unseres Wissens keinen Zuschuß von den Städten Berlin und Charlottenburg, dessen Dringlichkeit und Gerechtigkeit doch so nahe liegt. Daburich sind nun die Direktionen angewiesen, mit mäßigen Mitteln nach einem größtmöglichen äußeren Erfolge zu streben. Wohin das führt, merkt man namentlich an dem Vorkerrschen der leichteren, bequemerer Oper auf allen Bühnen außer der Hofbühne. Der größte Keil der Berliner Musikfreunde bekommt auf diese Weise von den größeren und ernsteren Opern so gut wie niemals etwas zu hören. Wie viele haben beispielsweise in Berlin einen Gluck gehört? Dagegen ist um so bequemer der Komponist Albert Vorhng, vor langem in Dürftigkeit gestorben, und jetzt dazu bezufen, die Operntheater über ihre Dürftigkeit hinauszuhelien. Man kann mit ihm nach allen Seiten Staat machen, kann sich auch darauf berufen, daß seine Ensembles ganz besonders künstlerisch wertvoll sind und ein scharfes Einstudieren verlangen. Im übrigen geht alles, was er darbietet, wohl jedem Publikum so leicht ein und wird durch seine Vorführung komischer Philister und dergleichen so lassenpraktisch, daß man sich als Direktor auf ihn ziemlich sicher verlassen kann.

Nun spielt bei jenen neuen Anläufen eine Hauptrolle das Bestreben, etwas sogenanntes Volkstümliches darzubieten. Ueber ihnen waltet ein eigentümlicher Unstern, sei es zufällig, sei es aus der Natur dieses Bestrebens heraus. Bequeme Stücke und billige Preise, das soll die Volkstümlichkeit hauptsächlich ausmachen, führt aber in der Tat gewöhnlich nur zu recht „billigen“ Leistungen. Vielleicht der günstigste Anlauf in dieser Beziehung war das Rational-Theater am Weinbergsweg; doch auch dieses konnte sich gegen die, kurz gesagt, Unmöglichkeit einer privaten Opernbühne nicht halten.

Mit frischem Mut ist Direktor Max Garrison daran gegangen, aus dem alten „Velle-Alliance-Theater“ in der gleichnamigen Straße ein volkstümliches Opernunternehmen zu schaffen. Am 1. September (vergangenen Sonnabend) wurde es eröffnet und trug auch bereits einen beträchtlichen Erfolg ein. Wenn dabei von dem „Gründer der Berliner Volksoper“ zu lesen war, so möchten wir doch den Kopf darüber schütteln, daß ein solcher Ruhm bereits vor dem weiteren Verlaufe der Sache gespendet wird, während man sonst derlei doch lieber aufspart, bis sich die Sache wirklich in Uebereinstimmung mit den Absichten erfüllt hat.

Zu den Gleichförmigkeiten der Eröffnungen, von denen wir oben gesprochen haben, gehört auch das sehr begreifliche Verhalten der Kritik in einem solchen Falle. Gewöhnlich wird das neue Unternehmen mit Samthandschuhen angefaßt; wohl deshalb, weil erstens die Kritik mithelfen will, künstlerische Wege erfolgreich zu gehen, und weil zweitens die äußeren Verhältnisse, zumal der Appell an Volkstümlichkeit und dergleichen wirklich Rücksicht verlangen. In diesem Sinne scheint denn auch über jene Eröffnungsvorstellung günstiges laut zu werden. Auch wir wünschen nicht nur das Beste, sondern sind auch gerne bereit, für gute Absichten mitzuhelfen, was immer sich nur helfen läßt. Ueberdies gab es bei jener Eröffnungsvorstellung manches recht Gute, so daß wir nur mit vielen Einschränkungen sagen können, es sei doch erst ein unsicherer Anfang.

Aufgeführt wurde Vorhngs „Zar und Zimmermann“. Dieses vielleicht berühmteste Werk des Komponisten und jedenfalls eine der bedeutendsten komischen Opern Deutschland im 19. Jahrhundert, gibt ganz besonders viel Gelegenheit zu äußerlichen Bühnenspäßen. In dieser Richtung wurde leider etwas viel getan, während man gerade darin schon recht übersättigt ist. Dazu kam, daß die Regie nicht eben jenen großen und eingreifenden Zug merken ließ, der den Kritiker mitreißt zur Begeisterung darüber, daß hier auch nur der Kunstpraxis neue Wege erschlossen seien.

In einer überraschend guten Weise hielt sich der Chor. Unter den Solisten ragte wohl am meisten der Darsteller des jungen Zimmergesellen Peter Swanow hervor: Adalbert Lieb an.

Mit seinem bescheidenen, doch trefflich behandelten Bassotenor und seinem erfreulichen Spiele hob er die Gesamtauführung in beträchtlicher Weise. Der Sänger des Saardamer Bürgermeisters, Emil Greder, erfreute durch einen wirklich profunden Bass, störte aber durch seine Komik am meisten. Die Hauptrolle des Jaren lag in den Händen von Theo Goerger. Er besaß einen gut klingenden, stark tenoralen Bariton, spielte aber wie ein sehr gewöhnlicher Tenor und brachte in das berühmte Lied „Sonst spielt ich . . .“ so gut wie keine Innigkeit hinein. Es ist jammerschade, wie dieser herrliche Sang regelmäßig zu einem sentimentalcn Brettstück herabgewürdigt wird, während doch gerade hier so viel an einer bis ins Visionäre vertieften dramatischen Kunst zu leisten sein würde. — Unter den übrigen Sängern ist Hans Bruno zu nennen: er sprang im letzten Augenblick in eine Lücke ein, mit Erfuchen um Rücksicht für Indisposition. Man kann in einem solchen Falle nicht dankbar genug für die Hingebung sein, mit welcher ein Künstler vielleicht sein Renomee aufs Spiel setzt. Auffallend wars aber immerhin, daß wir hier einen so hell kreisenden Tenor zu hören belamen, wie er sonst eher aus Vereinschören herauszuhören ist. — Die einzige beträchtliche Frauenrolle war in den Händen von Johanna Martin gut ausgehoben, zumal infolge ihres gewandten Spieles.

Die Neueinrichtung des Theaters (Georg Hartwich u. Co.) macht sich für das Sehen und Hören recht gut, für das Gehen und Sitzen jedoch durch Ueberenge so ungünstig, daß es beispielsweise auf unseren Plätzen beinahe nicht auszuhalten war. — sz.

**Humoristisches.**

— Aus der „Jugend“. Der Herr Ortspfarrer inspiziert die Schule und läßt sich von den Kindern verschiedene Vögel aufzählen. Der Pfau ist noch nicht genannt worden. Er sucht daher die Kinder darauf zu bringen:

„Nun, wie mag dieser Vogel heißen? Er geht immer sehr stolz umher und kimmert sich um niemand. Ra? Ueberlegt Euch, wer ist denn das, der immer so aufgebläht herumläuft? Ihr kennt ihn alle. Er läuft oft über den Gutshof und tut, als wenn er der liebe Herrgott selber wär? — Ra, seht der kleine Karl wirds Euch sagen.“

Der kleine Karl (der den Finger erhoben hat): „Das ist der Herr Pfarrer.“

— Schulhumor. Lehrer (zu den neueingetretenen Vorküßlern): „Was ist denn Dein Vater?“

Karlchen: „Mein Vater ist bei der Post!“

Lehrer: „Und Dein Vater, Fritz?“

Fritzchen: „Mein Vater geht ins Geschäft!“

Lehrer: „Was tut denn Dein Vater, Hans?“

Hänschen: „Mein Papa, tut gar nichts!“

Lehrer: „Was ist er denn?“

Hänschen: „Oberleutnant.“ —

**Notizen.**

— Der italienische Dichter Giuseppe Giacomini starb, 80 Jahre alt, in seinem Geburtsort Parella. —

— Peter Rosegger soll schon zu seinen Lebzeiten ein Denkmal in Form eines Märchenbrunnens erhalten — und zwar in Kapfenberg (Steiermark). —

— „Die Feinde“ heißt das neueste Drama von Gorki. Der Verlag Labyshnikow bezeichnet die Nachricht, daß der Dichter ein Schauspiel unter dem Titel „Die Töchter des Mondes“ geschrieben habe, als unzutreffend. —

— Mit Erfolg aufgeführt wurden: Rudolph Herzogs Schauspiel „Die Condottieri“ im Wiesbadener Residenztheater; „Ditron und Isebill“, Märchenkomödie von Otto Ernst, im Hamburger Thalia-theater; im Kölner neuen Stadttheater: „Das süße Gift“, musikalisches Lustspiel von Martin Fehsee, Musik von Gorter; und das soziale Drama „Der Phönix“ von Friedrich Elbogen im Wiener deutschen Volkstheater. —

— „Vaccarat“, ein Schauspiel von Henry Bernstein, wurde vom Münchener Hoftheater zur Aufführung angenommen. —

— Eine Krähenkolonie. In Loiz bei Sternberg i. M. fand man auf 407 Bäumen 4378 Krähenester, die 463 Eier, 9533 Junge und 8766 Krähen enthielten. Die Krähenstadt wurde zerstört. —

— Die Erfindung der Feuerwaffen. In einer Polemik zwischen dem englischen Chemiker Oskar Guttmann und dem deutschen Sanskritforscher Professor Oppert macht der letztgenannte darauf aufmerksam, daß Feuerwaffen in indischen und arabischen Schriften erwähnt werden, lange bevor Feuerwaffen in Europa bekannt waren. Die älteste Erwähnung von Feuerwaffen geschieht in den alten indischen Epen, so in der Mahabharata, einem im zweiten Jahrhundert n. Chr. vollendeten Epos. Nach Oppert wäre also Indien als Heimat der Feuerwaffen anzusprechen. —